

»Tun im Dienst der Familie«

»Wie sind wir mit Vater und Mutter verbunden?« Das war eine Kernfrage, von der wir ausgingen. [...] Vater und Mutter, Brüder und Schwestern – wieviel Gesprächsstoff knüpfte sich daran an! Wie viele Schwierigkeiten und Hemmungen gab es da zu besprechen! Und nun knüpften wir an die ganz konkreten Dinge und Aufgaben des Alltags an. Wie sieht es in eurem Schlafzimmer aus, wenn Mutter morgens zum Aufräumen kommt? Wie sollte es da aussehen? Wie reinigt ihr das Schlafzimmer? Wie ist es um euer Unterzeug und um eure Strümpfe bestellt? Wie sieht es in eurer Wäschtruhe aus? Wie helfst ihr nach der Arbeit der Mutter? Für wen gibt es keine mindere Arbeit? Warum kann das Kartoffelschälen eine sittliche Aufgabe sein? Wie kann man dem Bruder dienen, ohne sein Sklave zu sein? Schuheputzen und Demut. Wie ist es um das Mittagessen in eurem Hause am Sonntag bestellt? Was könnt ihr dazu beitragen, dass es ein Familienfesttagessen wird? Wie kommt ihr mit den Eigenarten eurer Mutter und eures Vaters zurecht? Wie könnt ihr mit Geld umgehen? Was wird das Geld in der Hand der Verantwortlichen? Wie gewinnen wir die Herrschaft über das Geld? Welchen Sinn hat die Feier des Namenstages in der Familie?

Das Ziel dieser Besprechungen war Vermittlung der Einsicht in die Zusammenhänge und Anleitung zu irgendeinem scheinbar unbedeutenden Tun im Dienste der Familie. [...] Die jungen Menschen haben als Kinder naiv in der Familie gelebt, haben sie als die große Selbstverständlichkeit angesehen und hingenommen. Die Pubertät drängt und weist sie von der kindlichen Naivität und Selbstverständlichkeit weg. Nun sollen sie sich geistig die Familie wieder erringen. Das können sie nie und nimmer gedächtnismäßig und lehrhaft, sondern

nur in der Form, dass sie sich wieder finden in der Verantwortung und die Kraft in sich finden, diese zu tragen. [...]

Weil die Mädchen sich ernst genommen fühlten, mussten sie mir nicht etwa eine Tugendkomödie vorspielen, sondern auch sich selbst und ihre Lebensaufgabe ernst nehmen. Und deshalb konnte man auch die ernstesten sittlichen Fragen in Ruhe und Überlegung mit ihnen besprechen. Eines Tages hatten sich dreißig zusammengefunden, die sich aus eigener Initiative an das städtische Jugendamt mit der Bitte um einen Säuglingspflegekursus wandten. Genau so richteten sie aus eigener Initiative eine Aussteuer-Nähstube ein und leisteten sich gegenseitig den Dienst, einander Anleitung zu geben.

Der Kreis von Mädchen wuchs verhältnismäßig bald zusammen. Aber ich dachte nicht an die Gründung eines Vereins oder einer Sekte, sondern an die Erziehung zum sozialen Empfinden, Denken und Handeln. Die Glieder des Kreises sollten sich wiederfinden in der Verantwortung, auch für jene, die nicht zu unserem Kreis gehörten: für Mitarbeiterinnen, für eine gewisse Zucht an der Arbeitsstätte, für die Gemeinde. Da stand ich dann wieder vor einer pädagogischen Aufgabe, in die ich mich hinein leben musste.

Aus den Lebenserinnerungen des Dr. Anton Heinen (1869–1934), deutscher Gesellschaftsethiker und Volkserzieher.

Anton Heinen: »Worum es mir ging!« – Mein Leben als Volksbildner. Auszug aus »101 Jahre Deutschland von 1909 bis 2010 – Lebenserinnerungen« von U. W. von Weidenfeld, S. 589–591. Das Buch ist 2015 erschienen im August-von-Goethe-Literaturverlag. ISBN 978-3-8372-1633-2, 19,80 Euro.

Mit freundlicher Genehmigung des August-von-Goethe-Literaturverlags.



Hilla

Heldejaad hatte der Vater gesagt. Heldejaad sagten die Mutter, die Großmutter, die Onkel und Tanten, die alten Freunde zu mir. Hildegard hatte Aniana gesagt, Hildegard sagte Fräulein Abendgold, sagten Doris und die neuen Freunde zu mir. Mit den einen sprach ich Kölsch, mit den anderen Hochdeutsch. Mit der Sprache wechselte ich auch Mimik und Gesten. Mein Verhältnis zur Welt. Wie anders klang das »Haal de Muul« der Mutter als das »Seid bitte ruhig« von Fräulein Abendgold. Wie anders: »Was fehlt dir, Hildegard?« als das mütterliche »Wat häs de?« Wie gern gehorchte ich, wenn man »bitte« sagte, wie belohnte mich ein »Dankeschön«, Wörter, die es zu Hause nicht gab.

[...]

Heldejaad war ich für die einen, Hildegard für die anderen. Ich brauchte einen Namen für beide. Hilde? Vor mir klappte Stecknadelhilde ihre Nähmaschine auseinander. Im Englischunterricht hatten wir von einer Hilla Hillary gelesen. Hilla klang gut. Hilla, sagte ich, Hildegard; Hilla, schrieb ich, Hildegard. Hildegard gefiel mir besser. Im Mund und auf dem Papier. Aber nur dort waren die Buchstaben vor Entstellungen sicher. Bücher und Hefte beschriftete ich weiterhin mit dem zärtlichen Dreisilber. Im Alltag genügten zwei, das forsche Lallen, Hilla.

Ich stand schon in der Haustür, dünnes Licht von der einzigen Laterne in unserer Straße schnitt einen unsteten Kreis aus der Dunkelheit an diesem kalten Novembermorgen, als die Mutter mich noch einmal zurückhielt: Dä Heldejaad ding Bruut. Hilla, sagte ich, ich heiße Hilla, steckte das Brot in die Tasche und rannte vor ihrem Waat, bes dä Papp no Huus kütt davon.

So, sagte der Vater, als die Mutter ihn aus dem Schuppen ins Wohnzimmer rief. Seine Augen stachen rotgerändert aus dem grauen Gesicht. Er ging gebückt, fast wie der Großvater in seinen letzten Monaten. So, dinge Name es der jitz och nit mieh jut jenuch. Mach, wat de wells. Du blievs doch, wat de bes, dat Kenk vun nem Prolete.

Prolete, zischte die Großmutter, mer sin ken Prolete, mer sin kattolesch!

Haal de Schnüß! Waröm soll dat Kenk nit Hilla heeße, fauchte der Vater.

Dat Huus jehürt mir, sulang esch läv, giftete die Großmutter. Un dat jeht nit an ene Vatter met nem Hilla.

Ahl Ühl¹ knurrte der Vater, met ihrem Hellijekrom, und verschwand im Schuppen.

Du verlierst dä janze Säge von der hellije Heldejaad, un met de Weisheit es et och am Äng². En hellije Hilla jiddet nit. Dat es ene Heidenname. Doför küsst de en de Höll, entsetzte sich die Großmutter.

Eine heilige Heldejaad gibt es auch nicht, Oma, sagte ich.

Die Großmutter beruhigte sich, als ich ihr meine Bücher und Hefte zeigte: die heilige Hildegard auf dem Papier.

Tage später überraschte ich die Mutter mit der Tante in der Küche. Dä schöne Name, Heldejaad, wat es dann do dran uszesätze, schluchzte sie.

Da kütt dovon, dat ehr dat Weet³ op de Scholl jeschek hat, stichelte die Tante. Do sätze se dänne doch nur Rosinge en der Kopp.

Die Mutter schwieg, trocknete sich die Augen.

Ich hustete.

Do es et jo, rief die Tante, wämmer vum Düvel kallt. ... Kumm, setz desch bei us, Heldejaad.

Du mußt nicht Hilla sagen, sagte ich zu der Mutter, nachdem die Tante gegangen war.

Die Mutter putzte sich die Nase und griff nach der Zange für die Ketten.

Es klingelte. Die Tante hatte den Schirm vergessen.

Holl dä Tante ens dä Scherm, Hilla, sagte die Mutter.

Maria, rief die Tante, esch ben sprachlos. Bes de jitz och ald övverjeschnapp? Nä, Heldejaad, du häs en Mamm!

Auszug aus Ulla Hahn (2003). Das verborgene Wort (2. Aufl.) (S. 189–192). München: dtv (mit freundlicher Genehmigung der Deutschen Verlags-Anstalt).

¹ alte Eule ² am Ende ³ das Mädchen